

**Zeitschrift:** ZeitBild  
**Herausgeber:** Schweizerisches Ost-Institut  
**Band:** 17 (1976)  
**Heft:** 7

**Artikel:** "Ein anderes Leben"  
**Autor:** Tarsis, Valerij  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1094677>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Valerij Tarsis zum jüngsten Werk von Jurij Trifonow

## «Ein anderes Leben»

Wenn wir im «ZeitBild» regelmässig über jene zeitgenössische russische Literatur berichten, die sich nicht auf die Erfüllung der polizeistaatlichen Wünsche beschränkt, stellen wir in der Regel notgedrungen Samisdat-Werke vor (es sei denn, dass sie im Westen, im «Tamisdat», erscheinen), die in der Sowjetunion selbst unerwünscht sind und deshalb auch nicht gedruckt werden. Doch gibt es Ausnahmen. Zuweilen und selten genug setzen bestimmte sowjetische Publikationen ihren Lesern literarische Erzeugnisse vor, die «anders» sind. Natürlich bringen sie keine deklarierte Gegnerschaft zum Regime zum Ausdruck, aber sie entziehen sich der offiziellen Schönmalerei, um ein Leben zu schildern, das der propagandistischen Darstellung der Systemapologeten widerspricht. Wie immer solche Fälle zu erklären sind (Ventil, Alibi, Ueberrest der kleinen Freiheit aus der Zeit des Tauwetters), sie bleiben vermerkwürdig. Valerij Tarsis zeigt uns hier ein solches Beispiel.

Was die sowjetischen Ideologen, Journalisten und offiziellen Schriftsteller dem Publikum immer wieder beibringen müssen, weil die Leute es nicht von selber merken: Das Leben in der Sowjetunion ist eine reine Idylle. Die Eigentumsverhältnisse sind marxistisch-leninistisch, also ist der Mensch nicht mehr entfremdet, sondern neu, glücklich, kurz: sowjetisch. Diese Idylle wird von keiner offiziellen Erwähnung gestört, dass Dutzende von Millionen Unschuldiger unter Stalin (und seither) ihre Gesundheit, ihr Leben hinter Mauern und Stacheldraht verloren; dass Systemgegner protestieren und in psychiatrischen Anstalten verschwinden ...

Bisweilen kommt *dieses* «andere», wirkliche Leben unverhofft dennoch zum Ausdruck — in dem, was nicht konformistische Autoren schreiben. In den letzten paar Jahren haben über 30 Literaten Russland so oder anders verlassen, aber manche sind noch dort, die etwas Eigenes zu sagen wagen, und ausnahmsweise können ihre Werke sogar erscheinen. Wahrscheinlich gehören solche kritische Veröffentlichungen zur Alibi-politik der Sowjetliteratur, wie seinerzeit Solschenizyns «Iwan Denissowitsch», dank dem die Zensur gut und gern zehn Jahre lang alle Vorwürfe «entkräften» konnte, sie unterbinde kritische Stimmen.

### Witwe mit Schwiegermutter als Zwangsgemeinschaft mangels Wohnraum

Zu den seltenen Ueberraschungen gehört Jurij Trifonows Novelle «Ein anderes Leben», die «Nowyj mir» in Nr. 8/1975 (S. 7—98) publizierte. Schon in den ersten Zeilen erfahren wir, dass das Leben der Heldin festgefahren ist. Die etwa 40jährige Witwe Olga Wassiljewna, sowjetische wissenschaftliche Werkstätige, Mutter einer sechzehnjährigen Tochter, schreit nicht nur nicht: «Schaut, beneidet mich, ich bin Bürgerin der Sowjetunion!» (Majakowskij), sondern im Gegenteil — Trifonow fasst ihre Lage so zusammen: «... all das hatte sich in so einem granitenen, unlöslichen Klügel verquickt, dass es schien, es könne da keinen Ausweg geben.» (S. 8)

Olgas Mann ist kürzlich als 42jähriger an einem Infarkt gestorben. Laut Meinung seiner Mutter hatte Olga ihm das Leben vergiftet. Aber die beiden Frauen müssen dennoch weiterhin miteinander leben. «Wohin sollte sie (die Schwieger-

mutter) denn gehen?» fragt der Autor mit der resignierten Olga. Nun ja — in der UdSSR leben die Eltern in der Regel mit den Kindern zusammen, auch nach deren Verheiratung, denn man kann nicht einfach eine Wohnung mieten, und einer allein stehenden alten Frau teilt der Bezirks-sowjet keinen Wohnraum zu.

Die häuslichen Zwistigkeiten und Vorwürfe quälen Olga, zu dem Schmerz hinzu, den Sergejs Tod, die Lücke in ihrem Leben ihr zufügen. Indes — «Keine Macht auf Erden konnte die Schwiegermutter veranlassen ... , Olga Wassiljewnas Recht auf Leiden anzuerkennen.» (S. 9)

Sie war mit ihrem Mann gar nicht glücklich gewesen; nicht allein, weil er sie ab und zu betrog (sie konnte den Hass gegen die vier Frauen, mit denen er vor und während ihrer Ehe ein Verhältnis gehabt hatte, nicht loswerden ... «es waren wohl noch mehr, es konnte nicht anders sein», S. 11). Ihr Leben war schon zu seinen Lebzeiten eine Last gewesen. «Sie verstand es selber nicht; irgendwie dauerte alles, sinnlos, zog sich hin ...» (S. 11)

### Vermiestes Leben im miesen Alltag: Und wer ist schuld daran?

Freudlose Bilanz. Aber sie muss dahinterkommen, weshalb alles so geworden war. Olga schläft schlecht. «... das, was sie aufweckte, forderte beharrlich: Versuche zu verstehen, es muss einen Sinn geben, es muss Schuldige geben, immer sind die Nächsten schuld, weiterleben ist unmöglich ...» (S. 7)

Wer ist denn schuld?

Olga ruft sich die vergangenen Jahre in Erinnerung. Und es stellt sich heraus, dass es von Anfang an nicht gestimmt hatte; immer hatte sie sich danach gesehnt, «ein anderes Leben und ein fernes Ufer» zu erreichen (Puschkin).

Sergej war irgendwie — ansatzweise — anders als die Menschen ihres Lebens; am Ufer des Schwarzen Meeres verbringen sie erst zu viert, dann zu zweit Urlaub — die junge Biologie-lehrerin und der junge Historiker, der vorläufig in einem Museum untergekommen war. Ihm gefiel die Gesellschaft von Lebemännern, die sie zum Mitmachen einluden; ihr nicht. Sie begann ihn zu kommandieren, zog ihn eifersüchtig weg von den andern Leuten, die sich so gern von Sergej mit Pantomimen unterhalten liessen. Er warnt sie:

«Du bist schon zu maximalistisch ... Bedenke, dass Maximalismus zu nichts Gutem führt, ich sage dir das als Historiker.» (S. 16)

Aber sie war ihrer Art nach taub für solche Warnungen. Er zog sie an, sie gehörten zusammen. Gleich nach ihrer ersten Einführung bei seiner Familie erhielt ihr Maximalismus einen Schlag. Es erwies sich, dass Sergejs vormalige Freundin Swetlana ein Kind von ihm erwartete. Alexandra Prokofjewna, seine Mutter, argumentierte, es wäre unehrlich, wenn Sergej nun Olga heiratete; andererseits gefiel ihr Swetlana noch weniger als Olga.

### Blick zurück im Neid: Wenigstens konnte ich damals noch hoffen

War das jenes «andere Leben», jenes Ufer, nach dem sie sich sehnte? Gleich nach dem gemeinsamen Urlaub mit Olga hatte Sergej *einmal*, gestand er, bei dieser Swetlana übernachtet, zum Abschied sozusagen. Olga vergab ihm schliesslich doch; sie besiegelten die Versöhnung nach der Auseinandersetzung im schicken Restaurant «Metropol». Kleines Detail: das Essen kostete Sergej einen halben Monatslohn — ihn, der ein Studium als Historiker abgeschlossen hatte.

Im Spätherbst wird geheiratet. Die Familie, in die Olga kommt, besteht aus eigenartigen Menschen. Die Schwiegermutter, schon lange Witwe, beschreibt Trifonow als böartige Spiesserin, «trotz» ihrer juristischen Ausbildung. Sergejs Schwester, die mit der Mutter zusammenwohnt, ist ebenfalls gehässig (bei der anderen Schwester und deren Tochter möchte die alte Frau jedenfalls nicht leben, wie wir an anderer Stelle erfahren). Olga selber hat noch ihre Mutter und den Stiefvater, einen sozialistischen Maler.

«... es waren zwei Welten, zwei Clans, die mit ihren Wurzeln in eine ihnen selber unbekanntes Tiefe reichten und nun, da sei aufeinander gestossen waren, unwillkürlich darauf aus waren, sich gegenseitig zu verdrängen ...» (S. 26)

In diesen ganzen Spannungen waren sechzehn Jahre vergangen; jetzt, nachträglich, beschwor Olga es als gut — zum Teil nur der Schwiegermutter zuleide, gegen die sie ihren Sergej verteidigt. «Jetzt glaubte sie schon gar nicht mehr, dass es ihr damals hatte in den Sinn kommen können, ihr *gemeinsames Leben* zu hassen.» (S. 29)

Im Beisein der Schwiegermutter sagt sie zur Tochter Irinka:

«Welch ein gutes Leben hatte ich mit dem Vater!» Sie sagte es mit einem Seufzer, und in diesem Seufzer lag natürlich nicht die ganze Wahrheit. In diesem Seufzer war Lüge. Es war einfach ein Leben gewesen, ob nun gut oder nicht sehr gut, schlecht, miserabel, das hatte keine Bedeutung; Leben — damit ist alles gesagt. Es ist ein Leben oder es ist kein Leben, dazwischen gibt es nichts. Alles in der Welt fällt entweder unter das eine oder das andere, und vielleicht ist darin allein nicht nur ihr, Olga Wassiljewnas, ewiges Leiden beschlossen, sondern auch ihre Hoffnung. Damals verstand sie das nicht, jetzt ahnt sie es langsam, wenn auch erst vage.» (S. 28)

Wieder die Frage: Wer ist schuld am misslungenen Leben, daran, dass es nicht besser, anders geworden ist? Auch die Arbeitskollegen Sergejs, die seinen «Kasus» am Institut aufgebaut hatten: «... auch sie sind schuld, alle, alle, die rundherum waren! Böse und grausam schuld: sie

«Der Vatikan im Schatten des Roten Sterns»

# Die Desunierten

Schluss unserer Serie zur vatikanischen Ostpolitik anhand des Buches von Jozef Mackiewicz

Wir kommen heute zum Schluss unserer Beitragsfolge über den vatikanischen Ostkurs, zu der uns das Buch\* des exilpolnischen Historikers Mackiewicz den Anlass gab. Hatten wir in der letzten Nummer das Auswahlprinzip von politischem Engagement und politischer Nichteinmischung unter die Lupe genommen, so wollen wir heute noch kurz auf die unterschiedliche Behandlung von staatlich genehmten und nicht genehmten Christen im Osten hinweisen.

Von besonderem Interesse ist die vatikanische Annäherung an die anerkannte orthodoxe Kirche Russlands oder jedenfalls an ihre regimenehme Führung. Mackiewicz bringt dazu sehr viele Unterlagen bei. Ein symptomatisches Beispiel:

Im Juni 1973 beschickte der Vatikan mit einer umfangreichen Delegation unter Leitung von Kardinal Willebrands eine «katholisch-orthodoxe Konferenz» in Sagorsk bei Moskau. Im gemeinsamen Schlusscommuniqué vom 15. Juni, im Namen der katholischen Kirche von Erzbischof Fernandes unterzeichnet, hiess es: «Aus der Notwendigkeit gemeinsamer Anstrengungen aller Christen, Nichtchristen und Atheisten heraus haben die Katholische Kirche und die Russische Orthodoxe Kirche vereinbart, einander vollumfänglich zu fördern in einträchtiger Arbeit für den Frieden, für den Kampf gegen die Rassendiskriminierung und für Hilfe an die unterentwickelten Länder. Beide Kirchen anerkennen einmütig die positiven Aspekte des Sozialismus; die Christen sollen sich bemühen, sie zu sehen und ihren Wert kennenzulernen.»

Damit waren «alle Missverständnisse beseitigt», wie das katholische Delegationsmitglied John Long vom Sekretariat für Christliche Einheit erklärte. Man ist geneigt, ihm zuzustimmen.

Vom Kampf für Menschenrechte war in diesem Polit-Communiqué, das seine Zielsetzungen im genauen und lügnerschen Sprachgebrauch beliebiger sowjetischer Frontorganisationen verkündete, wohlweislich nicht die Rede. Die Christen in der Sowjetunion brauchten sich ihrerseits nicht mehr zu bemühen, den Wert der positiven Aspekte des Sozialismus sowjetischer Handhabung kennenzulernen; sie erfuhren ihn laufend. Unter anderem übrigens auch, wenn sie sich in gemeinsamer Anstrengung mit Nichtchristen und

\* Jozef Mackiewicz: «Watykan w cieniu czerwonej gwiazdy» (Der Vatikan im Schatten des Roten Sterns). Kontra-Verlag, London 1975, 315 Seiten.

konnten diese Räder nicht anhalten, die sich im Leerlauf drehen.» (S. 33)

Hinter dem Institut-«Fall» verbarg sich ein Geheimnis, das Olga aufdecken muss, um ihre Sinnfrage zu beantworten.

Inwieweit Trifonows Novelle befriedigt, kommt im nächsten, abschliessenden Teil des Artikels zur Darstellung. ■

Atheisten der Rassendiskriminierung von Juden oder Krimtataren widersetzten.

\*\*\*

Ueber den Umfang der Verfolgungen von Christen gibt Mackiewicz etliche Auskünfte, nicht zuletzt unter Berufung auf die Recherchen anderer Autoren (André Martin: «Les Croyants en U. R. S. S.», Paris 1970; P. Mondin: «Cristo ancora Clandestino», Mailand 1972; William C. Fletcher: «The Russian Orthodox Church Underground», Oxford 1972; Beiträge in diversen Publikationen).

Diese Dinge sind gerade in den letzten Jahren durch einen regelmässigen Fluss an Zeugenaussagen aus der Sowjetunion so evident geworden, dass man schon wegschauen muss, um sie nicht zu sehen. Der Verwandtenrat der Evangelischen Christen-Baptisten (E. Ch.-B.) orientiert im Samisdat regelmässig über den Stand der Repression, und viele dieser Informationen sind auch im Westen zugänglich: Ebenfalls als Samisdat-«Publikation» gibt es seit dem März 1972 die «Chronik der Katholiken Litauens», die nicht nur für Glaubensfreiheit, sondern auch für Bürgerrechte kämpft. (Im Zusammenhang mit ihrer Verbreitung war der Biologe Sergej Kowaljow, Mitglied der Moskauer Sektion von Amnesty International, verhaftet worden, den man im Dezember letzten Jahres zu sieben Jahren KZ strengen Regimes verurteilt hat.)

Diese und andere Bekundungen sind auch in westlichen Sprachen vernehmbar. Auf deutsch gibt es z. B. die Zeitschrift «Glaube in der 2. Welt» (Küsnacht, Redaktion Pfr. Eugen Voss) oder den monatlichen Informationsdienst «Religion und Atheismus in der UdSSR» (Königstein/Taunus) oder die Materialien der «Gesellschaft für Menschenrechte» (Frankfurt, Cornelia Gerstenmaier).

Dazu kommt noch, dass sich immer mehr unterdrückte Gläubige oder auch einfach solidarische Menschen aus der Sowjetunion ganz direkt an die Kirchen im Westen wenden. Wir haben in Nr. 4 den Brief des gefangenen Priesters Wassyl Romanjuk an Papst Paul VI. gebracht; zu erinnern wäre noch speziell an das Schreiben der Priester Dimitrij Dudko und Gleb Jakunin zuhanden des Weltkirchenkongresses von Nairobi im letzten Winter; man hat ihnen seither in der UdSSR ihre kirchlichen Aemter entzogen; so sieht dort die einträchtige Arbeit im Geiste des Sagorsker Communiqués aus.

④ Es ist heute den kirchlichen Zentralen im Westen unmöglich, diese Stimmen mit ihren Aussagen über die Wirklichkeit nicht zu hören. Es ist ihnen höchstens möglich, sich taub zu stellen.

Der erwähnte André Martin behandelt u. a. einen Aufruf russisch-orthodoxer Christen vom Herbst 1969 an den Papst. Die Unterzeichner baten Paul VI. um Intervention zum Schutze von Gläubigen, die das KGB eingesperrt hatte. Die Solidaritätsbezeugung blieb aus.

Dabei treffen die Verfolgungen in der UdSSR eben jene Christen, die sich so engagiert verhalten, wie es der Papst doch ausdrücklich als Christenpflicht verlangt hatte: «Wir sind nicht neutral. Das Evangelium verbietet uns die Gleichgültigkeit überall dort, wo es um das Wohl des Menschen, um seine Grundrechte, seine geistige und physische Gesundheit geht.»

Gerade anhand dieses Anspruches ist noch darauf hinzuweisen, dass der Vorwurf nicht genügt, der Vatikan lasse die bedrängten Glaubensbrüder im Osten fallen. Er müsste sich aufgrund der von ihm beschworenen Evangeliumskriterien für 350 Millionen Menschen im Sowjetlager einsetzen, denen man ihre Grundrechte genommen hat. Und er müsste sich gegen das System wenden, das die Grundrechte nicht zulässt, sowenig übrigens wie die soziale Gerechtigkeit, die es dort nur als Lüge gibt. Oder hört das Kampfprinzip auf, wenn es nicht mehr um Rassendiskriminierung (natürlich nur jene mit Westverantwortung) geht?

\*\*\*

Kehren wir zurück zur Buchthematik und zur Frage der Behandlung von Glaubensbrüdern, die der Verständigung mit den Vertretern des Sowjetsozialismus hinderlich sind.

In der Ukraine gibt es wie in andern Ländern des geographischen Ostens eine unierte Kirche, die mit der römisch-katholischen Kirche verbundene Ostkirche mit eigenem Ritus. Oder es gab sie. Stalin liess sie nach überaus blutigen Verfolgungen mit der russisch-orthodoxen Kirche zwangsvereinigen. Die beschlussfassende Synode fand 1946 ohne Mitwirkung eines einzigen unierten Bischofs statt, dafür aber mit NKWD-Bemannung im Vereinigungskomitee. Der Vatikan erkannte diesen Polizeiakt sowenig wie die Gläubigen als bindend für die Kirche an.

Dann gelangte Kardinal Slipjy in den Westen, wo er Gelegenheit hatte, die kirchenrechtliche Kontinuität ausserhalb der KGB-Eingriffssphäre wiederherzustellen. In Rom trat 1969 eine Synode unierter Bischöfe zusammen und beschloss die Schaffung eines autonomen Patriarchats. Der Papst erklärte die Synode für ungültig. In Sagorsk schwieg die vatikanische Delegation, als die Gesprächspartner feierlich auf die Zugehörigkeit der ukrainischen Unierten zur prawoslawischen Kirche hinwiesen. Als Kardinal Slipjy erklärte, das mache den Eindruck, als ob der Vatikan als Folge einer stillen Vereinbarung mit Moskau die Liquidierung der unierten Kirche in der UdSSR anerkannt hätte, reagierte der Papst disziplinarisch. Er verbot Slipjy eine Reise nach Kanada, wo er die nächste (unierte) Synode hatte einberufen wollen.

Was denken die russischen Christen zur «Versöhnungspolitik» auf Patriarchenebene? Man hat wohl genügend Zeugnisse, die schon durch das Risiko ihrer Abgabe echt sein müssen, um die Behauptung im besprochenen Buch überzeugend